

Nach einer Kohlezeichnung von Wilhelm Küpper (Neuß)

Um den Grenzsee.

Skizze von Gerhard von Gottberg.

Nichtschimmerndes Wasser hat der Grenzsee; Schilf und Weiden wachsen an seinen Ufern, wo die Kinder eines Bauerngeschlechts seit Urzeiten frohe Jugend erleben. Die Rohrdommel nistet dort, und der Reiher streicht beutehungrig dahin. In der niederen Stube des Grenzseehofes haben Vater und Sohn zornigste Augen. Mit geballten Fäusten stehen sie voreinander, hören kaum das höhnende Lachen des Polen Brakty, der am Fensterbrett vor dem Vertrag sitzt, der ihm heute den Grenzsee in die Hand geben soll. Brakty ist von jenseits, wo fremde Faust zwischen Deutschen einen Abgrund zog, wo durch einen Federzug Blutsbrüder zu Volkstrenden gekloppt wurden. Brakty braucht den See — der Altbauer Christian Düring dagegen Geld.

Aber da steht der breitschultrige Sohn vor ihm, der Jörn, der ihm die Fäuste, die Aern hämmern; es ist nicht der Düring Art, zu zagen, und Peter Düring ringt mit dem Vater im ganzen Trost und hartwilligen Mutes: „Der Erbe kann fordern; ich stehe für Weib und Kinder und das Kommen! Der See bleibt unser!“

Doch der Altbauer lacht nur: „Ein Narr bist Du! Ich bin der Bauer! Wenn Du nicht schweigst, verjaß ich Dich mit Weib und Kind wie einen Knecht!“

Brakty reißt ihn: „Recht so! Du bist der Herr! Der Grenzsee bringt kein Geld — heute aber an die dreitausend gute, bare Mark.“

Noch einmal redet der Sohn sich auf. Das Feuer der Flammen hat ihn einst gehärtet, er fürchtet den Kampf nicht; er denkt an das Kleinod des Hofes, den Grenzsee. Der Jörn erzählt einst von ihm, daß er einmal als Lehens zur Ordenszeit die Düringfischer zu Düringbauern und Herren der Scholle werden ließ, daß die Mär umgeht: Verlieren die Düringe den See — dann auch ihre Scholle! Und der Sohn trost: „Vater! Not und Hypothek sind nichts, wenn der See unser bleibt. Vergiß der Düringe Schwur nimmer. . . Du ziehst mit Sicherheit den Fiskus auf Dich herab. Die Taten sind Anläger und die kommenden Verfolger. . .“

„Und ein Bettler bist Du — ohne mich!“ rast der Alte, derweil Brakty vom Fenster kichert: „Recht so, Bauer! Gib's dem Jungen!“

Der Jörn umklammert des Bauern Sinne, ein Schlag trifft in des Sohnes Mitleid: „Knecht Du! Laß Dich mit Deinem Anhang, ehe ich die Hunde auf eigenes Blut hege!“ — Es ist eine dunkle Stunde im Grenzseehof, da der einzige Sohn die Scholle verläßt und drüben beim Nachbarn eine junge Frau ihre Kinder umklammert, die heute ihre Heimat verloren.

Aus dem Morgen formt sich der Tag, der in grauer Dämmerung heranschleicht, so grau und vergärrt, wie Peter Dürings Qual, der da im Schilf sitzt, trohend am Duell der Heimat, der da in dunklem Groll haßt und den Vater morden könnte, ohne daran zu denken, daß der Altbauer unter Hypothek achzt und den See nur fortgibt, um die Scholle zu retten.

Schritte tapfen von dort, wo er einst den Fischotter mit dem Stein traf, und von drüben, wo das Nachbardorf unter fremdem Volke klagt, klatschen Ruderschläge im Wasser. Peter Düring will aufspringen, doch er preßt den Atem, hört des Brakty's Stimme, die da zu dem fremden Ruderer spricht: „Kapitän! Den See hab' ich für Polen! Hier ist alles sicher. Kein Gendarm paßt auf, wenn unsere Agenten den Kahn lösen und die Spione ihre Nachricht geben. Gaha. . . der Deutsche ist ein Narr, verjagt den Sohn um elender tausend Taler willen! Hier ein Paket mit einer Meldung über die Grenzgarneison!“

Die beiden haben polnisch gesprochen, doch Peter Düring, der Grenzländersohn, versteht's! Das Blut kocht ihm, die Muskeln scheinen zu bersten, der Haß kriecht in ihm auf. Ein kurzes, rasendes Ringen, die Polen häufen zu Boden. Stille liegt im Boot — sie umschlingen die Glieder der Spione. —

Da ist die Dämmerung gewichen, über Wasser und taufrische Weiden glüht goldene Sonne. Peter Düring kehrt zum Ufer zurück, der kurze Gang ins Dorf war ihm wie ein Traum.

Er steht und starrt und kann den See nimmer lassen, an dem er seit Kindheit spielte. Wie wird er von hier weichen können! Und er merkt nicht, daß Gendarmen kommen, die Polen abzuholen, hört wie aus weiter Ferne die Worte der Beamten, die das aufgekündete Schriftstück lesen und die Gefangenen fortführen. Peter Düring sieht nur den Vater, in dessen Antlitz tiefe Runen stehen. Sie schweigen beide, der See spricht zu ihnen von gleichem Blut, das hier in fünfzehn-

dert Jahren sich vererbte. Der Alte redet in abgehackten Worten: „Die beiden Büchen. . . dort an der Götentuppe. . . müssen geschlagen werden.“ Bauernsinn spricht zu Bauernart. Der Sohn antwortet: „Nein, Vater! Die sind nicht reif. . . der Stamm ist noch gut.“

Der Alte ringt mit sich, ein Vergleich drängt sich in ihm

Freunde.

Skizze von Eva Dellshäger (Güterlosh).

Erst, der Elefantenzüchter, geht eilig nach seinem Wohnwagen. Garro, der schwarze Schäferhund, springt freudig an ihn hoch. Aber Erst hat gar keine Zeit, seinen Knecht zu streicheln. Seine Frau reicht ihm Mütze und Mantel aus dem Wagen, und der Elefantenzüchter verläßt die Zirkuskabine, um den Weg nach dem Güterbahnhof einzuschlagen. Erst soll ein Knecht abholen, das aus seiner Heimat, aus dem Hochgebirge Norwegens kommt. Dies letzte Tier ist seiner Pflege anvertraut worden. Erst freut sich darüber. War er doch selber als Junge im Norden umhergestiegen, um Knechte zu sehen und lieben zu lernen.

Am Güterbahnhof angekommen, eilt er über Schienen, an Schuppen vorbei zum Waggon, wo ihn der Platzmeister vom Zirkus begrüßt, der alle Formalitäten erledigt hat. Ein Bahnbeamter öffnet den Waggon, und Erst führt das Knecht mit dem mächtigen Geweih über das schräg gelegte Brett, auf die Erde herunter. Die Hufe des schönen Tieres knistern in der eigenen Art seiner Kasse. Grunzend schnuppert es in der fremden Luft umher. Liebevoll schaut Erst das ihm anvertraute Geschöpf an und legt seine feste Hand beruhigend auf die Augen des nervösen Tieres. Mild senkt sich das schwere Geweih. Erst wendet sich plötzlich an den Platzmeister: „Das Tier ist ja tragend. Das wußte ich gar nicht.“ Mit sicherer Hand greift er ins Schaufelgeweih und führt das Tier seiner neuen Heimat entgegen.

Erst hat dem Neuling eine viereckige große Box geschaffen. Hier ruht das Knecht mit starrem Blick. Nur selten betrachtet es seine Umgebung. Die Box grenzt an den

Da wachsen Kinder auf an Treppentufen,
die immer in demselben Schatten stehen,
und wissen nicht, daß draußen Blumen rufen,
zu einem Tag voll Sonne, Glück und Wind,
und müssen Kind sein und sind traurig Kind.

Rainer Maria Rilke.

Helft den Jugendherbergen
und damit der Deutschen Jugend

Elefantenzirkus, ist nur durch eine graue Zeltwand davon getrennt.

Und an diesem Ende hat Maud, der Elefant, seinen Stand. Neugierig horcht er auf das Grunzen eines fremden Tieres. Und eines Abends hebt Maud mit ihrem Rüssel die Zeltwand vor sich und schaut mit ihren kleinen Augen in den Fremdling an.

Das Knecht steht ganz still mit tief gesenktem Geweih. Maud trompetet laut und versucht das Tier mit ihrem Rüssel zu berühren, aber die schwere Zeltwand hindert sie daran. Das Knecht wendet sich ganz langsam, das Haupt hebt sich. Maud bemerkt es und trompete freudiger, das Erst herbeieilt, um zu sehen, was sein Schützling wohl haben mag. Da sieht er das Wunder, wie ein Knecht und ein Elefant sich begnügen, mit Grunzen und Trompeten. In der den Menschen unverständlichen Tierprache werden beide Tiere Freunde. Es vergeht kein Tag, an dem Maud das Knecht nicht begrüßt.

Die schwere Stunde des Knechts fällt in eine Abbaunacht. Erst ist besorgt um die tragende Mutter. Er weiß aus seiner Heimat, wie groß das Schicksal einer Knechtmutter ist. Er weiß, welche entlegene Plätze diese scheue Tier aussucht, um in der Einsamkeit Mutter zu werden. Aber die harte Pflicht eines wandernden Zirkus kann keine Rücksicht nehmen. Der Oberstallmeister hat jedoch angeordnet, daß erst drei Stunden

auf: „Der Stamm ist gut. . . ja. . . ja. Ich glaub' wohl an das Mark des Stammes, das unser Wurzelband verteidigt, ich glaub' auch an Euch Jungel! Wir sind zu alt, unsere Wurzeln treiben nicht mehr Kraft genug, so finden wir das Neue fremd und wollen's schlagen — und wissen nicht, daß wir das Mark des eigenen Erbreichs bluten lassen. Gib mir das Knecht mit Pflicht und Arbeit, kämpf' um den Hof, wie um den See. . . . bleib' hart wie gestern in der Stube!“

Der Sohn nickt, Worte machen ist nicht der Düring Art: „Ich will gehen, das Heu muß vom Niederkamp zur Scheuer! Es wird ein heißer Tag heut.“

nach der Geburt die Elefanten und das Knecht mit dem Jungen zur Bahn gebracht werden sollen.

Unter dem Schlußmarsch in der Manege, während des Abzugs der Raubtiere, die an diesem Abend schrecklich brüllen, geschieht das uralte und ewig neue Wunder. Ein doppeltes Wunder, ein „weißes“ Knechtstälchen liegt neben der Mutter, die es leckt und stolz das schwere Geweih in die Höhe reckt. Der starre Blick ist verschwunden. Unendlich weich blickt die dunklen Augen. Das Knecht fängt an zu grunzen, und ein plötzlich Trompeten antwortet ihm. Wie auf Verabredung schiebt sich ein Rüssel durch die Zeltwand. Erst legt den Vordring ganz zur Seite. Maud schaut auf das weiße Wunder, das starr und steif auf dünnen Beinchen steht. Maud strampelt und wiegt sich vor Vergnügen. Unter Quetschen und Trompeten klappen die großen Ohren hin und her. Erst tritt an das aufgeregte Tier heran und legt ihm ein Stückchen Zucker auf die rötliche Zunge. Gute und beruhigende Worte spricht der Wärter zu dem Elefanten. Nach und nach wird Maud ruhiger und läßt sich von ihrem menschlichen Freund zur Bahn führen. Vorichtig trägt Erst nachher das Knecht neben der Mutter, die langsam kichert. Die Hufe knaden leise. Vorichtig legt Erst das Tierchen in das weiße Heu im Waggon und bleibt während der Fahrt bei Mutter und Kind.

Das Knecht darf mit Trol, dem Knechtstälchen, ohne Zeltwand neben Maud ruhen. Vorichtig versucht der Elefant, mit dem Rüssel das kleine zu berühren, hart und leise trompeten. Die Mutter läßt es geschehen.

Trol lernt in der Manege neben der Mutter gehen; es lernt von der Mutter, wie man mit den Hufen leise knackt, dies seine Zeichen irgend einer heranwachsenden Gefahr. Trol grunzt leise, wenn die Mutter das schwere Geweih senkt, damit es ihr folgen solle. Und das weiße Knecht wird von Woche zu Woche schöner. Die garten Pflanzen werden voll, die Gärten ebenmäßig. Auf dem Haupt stehen schon kleine spitze Zacken bedrohlich in die Höhe. Trol schaut ohne Furcht an dem großen Elefanten hinauf.

Eines Abends darf Maud mit dem Knecht und Trol in der Manege auftreten. Der Wärter hat es als besondere Nummer vorgeschlagen. Unter großem Beifall Maud das kleine Knecht auf dem Rüssel aus der Manege in den Stall und läßt es ganz vorsichtig auf die Erde nieder gleiten. Die Mutter sieht diese Fürsorge gerne mit an und grunzt leise und zufrieden. Vielleicht ist sie sogar dankbar dafür.

Aber dann kam die Nacht, die Menschen und Tiere furchtbar und unbegreiflich bleiben sollte. Jemandem brennt es. Das Feuer greift um sich. Ohrenbetäubendes Meinen der Elefanten, Stöhnen der Pferde, Brüllen der Raubtiere und weinendes Wollen der Seelöwen. Menschen befreien unter Lebensgefahr die Elefanten von ihren schweren Fesseln. Der Direktor selber begibt sich unter die stampfenden Tiere. Die Kolosse sind wie kleine Kinder.

Erst befreit Maud von ihrer Fessel und will sie fortbringen. Aber Maud bleibt stehen. Maud trompetet, die kleinen Augen tränen, und der Rüssel liegt auf dem weißen Knecht. Erst begreift. Maud will ohne ihre Freunde den Stall nicht verlassen, und Erst legt Trol in den Rüssel des Elefanten. Vorichtig wiegt sich Maud vorwärts. Das Knecht hinter ihr her. Draußen auf dem Platz hat Erst ihnen eine Ecke hergerichtet, wo die drei verständig zusammenbleiben. Maud hat Trol auf die Erde gelassen. Die Mutter grunzt und läßt sich erschöpft nieder. Aber der Elefant hat schützend den Rüssel auf Trol gelegt. Maud schaut beunruhigt nach ihrem menschlichen Freund aus, der sie verlassen mußte, um den anderen Tieren zu helfen.

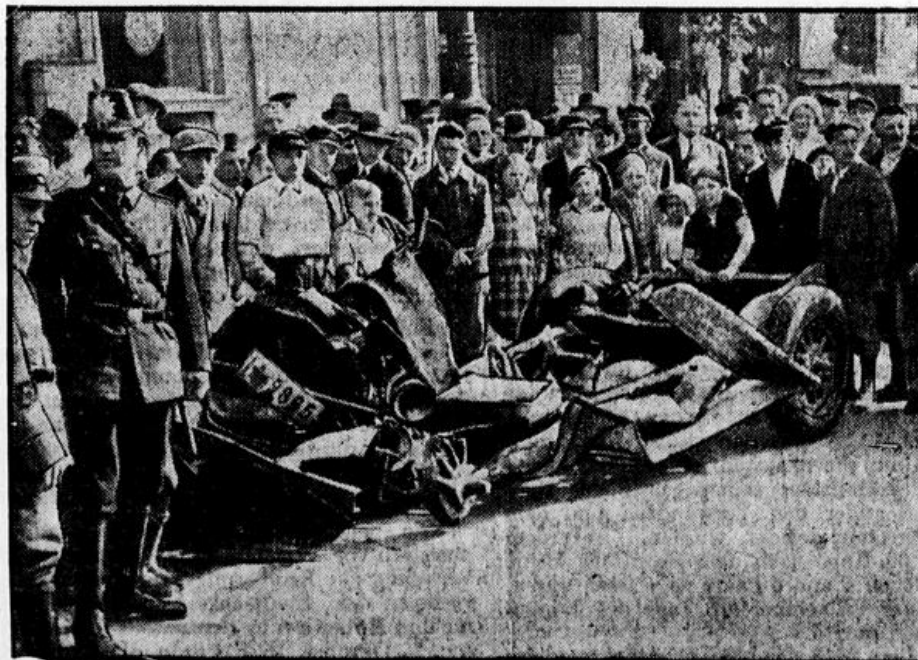
Bald ist das Feuer gelöscht. Das Brüllen, Wiehern und Trompeten läßt allmählich nach. Nur Maud trompetet schluchzend und weinerlich, wie ein kleines Kind. Doch plötzlich kommt Erst auf die drei zu. Maud gebärdet sich toll vor Freude. Erst legt die Hand auf ihren Rüssel und spricht leise: „Meine liebe, liebe Maud, hast du sie gut beschützt?“ Da legt Maud ihren Rüssel um den Mann und zieht ihn ganz zu sich heran. Erst legt der schwere Rüssel um den Wärter, der sich nicht gegen diese Liebesorgie wehrt. Seine rechte Hand hängt herunter. Blut tropft aus einer kleinen Wunde. Das Knecht sieht es. Langsam erhebt es sich, zuerst mit den Hinterhufen, dann mit den Vorderhufen. Tief beugt es dann das schwere Haupt und leckt das Blut von der herabhängenden Hand des Wärters.



Großstadtdunst und Sonnenstrahlung.

Neben die Großraummeteorologie, der wir beispielsweise die täglichen Wettervorhersagen verdanken und die sich bewußt von den örtlich bedingten Witterungserscheinungen frei hält, ist in den letzten Jahren die sogenannte Kleinklima-Forschung getreten. Diese ging ursprünglich davon aus, den Einfluß des Klimas auf das organische Leben zu untersuchen. Sie mußte deshalb in erster Linie die Tatsache berücksichtigen, daß eine Pflanze, ein am Boden oder in den Baumwipfeln lebendes Tier ganz anderen Witterungsbedingungen ausgesetzt ist, als sie an den Instrumenten der meteorologischen Stationen zur Aufzeichnung gelangen. Es galt also, die schon auf kleinste Entfernung oft sehr verschiedenartige Witterung, d. h. Temperatur, Feuchtigkeit, Windstärke, Sonnenstrahlung, zu untersuchen. So stellte man unter anderem fest, daß in Großstädten die Temperaturen in engen und breiten Straßen erhebliche Unterschiede zeigen. Auch von der Strahlungsenergie der Sonne wird durch den Großstadtdunst ein beachtlicher Teil abgefangen. Messungen in Wien ergaben, daß dieser Verlust in Stadtmitte bis zu 20 Prozent beträgt. In ausgetrockneten Industriegebieten steigt diese Zahl natürlich noch erheblich an.

Folgeschwerer Zusammenstoß in Berlin.



Die Trümmer des verunglückten Autos.

Im Norden Berlins ereignete sich ein schwerer Zusammenstoß zwischen einem Straßenbahnzug und einem Lieferkraftwagen. Das Auto ging dabei völlig in Trümmer. Zwei Personen wurden getötet, drei schwer und fünf leicht verletzt.

Ein guter Rat: **ODOL** ZAHNPASTA

Ein Stern und ihr Stern

Zimmerspruch:

Das neue Haus ist ausgerichtet,
Gedacht, gemauert ist es nicht,
noch können Regen und Sonnenschein
von oben und überall herein.
Dum rufen wir zum Meister der Welt,
er wolle von dem Himmelsgelb
nur Heil und Segen gießen aus
hier über dieses offene Haus.
Zuoberst wolle er gut Gebeih'n
in die Kornbuden uns verleihe'n,
in die Stube Preis und Frömmigkeit,
in die Küche Maß und Keintlichkeit,
in den Stall Gesundheit allerseits,
in den Keller dem Wein einen guten Geist;
Die Fenster und Pforten wolle er weih'n,
Dass nichts Unseligs komm herein,
und dass aus dieser neuen Tür
bald fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer, bedekt und mauert aus:
Der Segen Gottes ist im Haus.

U. J. Land.

Was hast du davon, wenn . . .

- ... du die andern mit deinem Kummer behelligst; sie haben selbst Sorgen.
- ... du „Vogel-Strauß-Politik“ treibst; was kommen soll, kommt doch.
- ... du deinen Mitmenschen durch Unfreundlichkeit vor den Kopf stoßt; du machst dich dadurch nur unbeliebt.
- ... du eine wichtige Arbeit von einem Tag auf den anderen verschiebst; sie muß ja doch erledigt werden.
- ... du andere schlecht machst; davon machst du dich nicht besser.
- ... du gegen alle Menschen mißtrauisch bist; davon wird die Welt auch nicht besser.
- ... du deinen Kummer an Gott und der Welt ausläßt; Ärger macht häßlich.
- ... du neidisch bist auf andere, denen es besser geht; ein jeder hat sein Päckchen.
- ... du dich gehen läßt; man muß dem Leben Trotz bieten.
- ... du Dinge behauptest, die gar nicht der Wahrheit entsprechen; es kommt ja doch an den Tag.
- ... du einen Fehler, den du gemacht hast, nicht zugibst; das verschlechtert auf alle Fälle deine Lage.
- ... du auf die heutige Jugend schimpfst; damit kommen auch die alten Zeiten nicht wieder.
- ... du mit allem unzufrieden bist; damit verbitterst du dir nur selbst das Leben.
- ... du dir gar nichts gönnst; deine Erben lachen sich ins Fäustchen.
- ... du über deine Verhältnisse lebst; eines Tages wird es doch zum Krach kommen.

Ein böser Hausklobol.

Es gibt einen Hausklobol von sehr böhartigem Wesen, der heißt — verschobene Arbeit. Hat man ihn eingelassen, so ist er schwer wieder fortzubannen. Man weiß wohl, wo er sitzt, sei es im Garten oder in der Scheune, oder im Keller oder in einem Schrank; aber man scheut sich so sehr vor ihm, daß man sich am liebsten gar nicht nach ihm umsieht. Und fällt es einem ein, daß er da ist, so peist man wohl ein Viehchen, um sich auf andere Gedanken zu bringen. Und doch ist dieser Hausklobol überaus schädlich, verdirbt den Haushalt, zerfrisst die Kleider und nimmt dem Tagewerk den Segen. Mit Sprüchlein und Kränkeln ist nichts gegen ihn zu machen. Abwarten, ob er vielleicht von selber geht, ist unratbar; denn je länger er bleibt, um so größer und unangenehmer wird er. Nur eines hilft: man muß dreist auf ihn zugehen, ihn kräftig anpacken und eins-zwei-drei aus dem Hause werfen.

Nach Trojan.

Immer geht vom Hauswesen jede wahre und beständige und echte Volksgröße aus, im Familienglück lebt die Vaterlandsliebe, und der Hochaltar unseres Volkstums steht im Tempel der Häuslichkeit. Für sie kann jeder leben, er sei reich oder arm, vornehm oder gering, einfältig oder gelehrt, Mann oder Weib, Jüngling oder Jungfrau, Kind oder Greis.

Friedr. Ludw. Jahn, der Turnvater.

Was soll man die Mädchen lehren?

Ein amerikanisches Blatt beantwortet diese Frage: „Geht ihnen eine ordentliche Schulbildung. Lehrt sie, ein nahrhaftes Essen kochen. Lehrt sie waschen, bügeln, Strümpfe stopfen. Knöpfe annähen, ihre eigenen Kleider und ein ordentliches Hemd machen; lehrt sie baden, und daß eine gute Küche viel an der Apotheke spart. Lehrt sie, daß eine Mark hundert Pfennige sind, daß nur derjenige spart, der weniger ausgibt, als er einnimmt, und daß alle, welche mehr ausgeben, verarmen müssen. Lehrt sie, daß ein bezahltes Katzentier besser kleidet als ein leidendes, wenn man Schulden hat. Lehrt sie, daß ein rundes, volles Gesicht mehr wert ist als fünfzig schwindelnde Schönheiten. Lehrt sie gute starke Schuhe tragen. Lehrt sie Einkäufe machen und nachrechnen, ob die Rechnung auch stimmt.“

Lehrt sie Selbstvertrauen, Selbsthilfe und Arbeitsamkeit. Lehrt sie, daß ein rechtshafter Handwerker in Hemdärmeln und mit der Schürze, auch ohne Vermögen, mehr wert ist als ein Tugend reichgekleideter Tagelöhler. Lehrt sie Gartenarbeit und die Freuden der freien Natur. Lehrt sie, wenn ihr Geld dazu hat, auch Musik, Malerei und Künste, bedenkt aber immer, daß es Neben Sachen sind.

Lehrt sie, daß Spaziergänge besser sind als Spazierfahrten, und daß die wilden Blumen gar schön sind für diejenigen, die sie betrachten. Lehrt sie, bloßen Schein verachten, und daß

das Glück in der Ehe nicht von dem Gelde des Mannes abhängt, sondern von seinem Charakter. Habt ihr ihnen das alles beigebracht und haben sie es verstanden, dann werden sie ihren Weg schon finden.“

(Uebers.) A. B.

Wann ist das Kochen eine besondere Kunst.

Von Charlotte Hartmann.

Wenn Mutter sagt, daß sie heute nur noch „ein paar Reste“ und kein Wirtschaftsgeld mehr hat. Dann erwacht ihre Kochleidenschaft, und sie zieht alle Register der raffinierten Küche, um nun „erst recht“ ein nahrhaftes, schmackhaftes Mahl zu „zaubern“. Das Suppengrün wird in zierliche Schnitzel geschnitten, besonders liebevoll angebräunt, vorhandene winzige Gemüsereste erlangen in kräftiger Mehlschwitze würziges Aroma und verlängern sich zu einer köstlichen Suppe. Walnuszgrobe Kartoffelbällchen entwickeln sich aus kümmerlichen Salzstangeletts des vorherigen Tages und knusprig braune heiße Weißbrotscheiben, verschwenderisch verwandelt gekochte Petersilie geben der Suppe einen Anstrich von Leppigkeit. — Finden sich gar noch Fleischreste oder geringt es, billige Pilze zu bekommen, so entsteht ein schneeweißes Reisbrot ein beachtlicher Pilzberg, untermischt mit grob gehackten Fleischstücken und gekrönt von braun gebratenen Speckscheiben. In der Salatzzeit gibt es dazu reichlich dieser vitaminreichen Kost als Beigabe. Frischer Zitronensaft wird mit Zucker und nicht zu wenig Salz hingebungsvoll verrührt. Milch oder in ganz schweren Zeiten Magermilch dazu getan und zu sämiger Soße angemacht, die mit viel frischen Kräutern und dem frischen Salat vermischt den feinsten Gaumen befriedigt. — Und der Nachschick? Er beansprucht eine Verschönerung für sich, hier wirkt sich die „Kunst“ erst wirklich aus.

Sie hat das meisterlich heraus, gerade dann mit wohlgeschmeckenden Lieberabmachungen zu kommen, wenn die Speisekammer ziemlich leer und die Wirtschaftskasse von bedrückender Dürftigkeit ist. Dann findet sie trockene Früchte im Vorratsschrank, hört den Milchmann ausdauernd klingeln,

Das Kaffegetränk der deutschen Familie ist Kathreiner!

und schon erstet vor ihrem geistigen Auge der „Nachschick“. Eine Fruchtsoße mit köstlichen Einlagen beendet die Mahlzeit, statt sie zu eröffnen. Oder sie steht bekümmert vor einem Berge harter Brotreste. In einer tiefen Schüssel mit frischer Milch, oder auch in Magermilch werden sie erweicht, die härtesten Roggenbrotkranten wandern sogar zuerst ins Wasser und kommen dann erweicht und fest ausgebrüht in die Milch. Ein „Brandkloß“ von beachtlichem Umfang harvt der Verwandlung, die alsbald beginnt. Unter kräftigem Rühren wandert Zucker, Salz, feiner Zimt, reichlich abgeriebene Zitronen in die Masse. Fett und Eier kommen je nach Vorrat in kleinsten oder üppigeren Mengen dazu. Dann beginnt das eigentliche Werk der Schmelzmaschen. Marmeladenreste, etwaige Kuchen- oder Makaronenrückstände, Konfitürenreste, Koffein, Kirchen oder sonstiges Fruchtwerk ist willkommen. Undächtigt und genau wird die Masse verrührt, in ein mehrstündiges Wasserbad versenkt und als duftender Nachschick aufgetragen. Früchte oder Salzsoße krönen das Ganze.

Erfrischende Getränke.

In heißen Tagen ist das Bedürfnis, erfrischende Getränke zu genießen besonders groß. Alkoholische Getränke sind nun im heißen Sommer als eigentliche Erfrischungsgetränke wenig geeignet. Erfrischung bieten vor allem kohlensäure, säuerliche

oder andere alkoholfreie Getränke. So ist zum Beispiel ein Glas Sodawasser mit einem Zusatz von Himbeersirup, Kirschsirup oder einem anderen Fruchtlast ein köstliches Erfrischungsmittel. Statt Himbeersirup kann man auch als Zusatz Zitronensaft verwenden. Von jeher hat der Saft der frischen Zitrone hierbei eine ausgedehnte Verwendung gefunden. Doch war der Gebrauch bisher ein unökonomischer, da die Zitrone, einmal angeschnitten, verbraucht werden mußte, um sie nicht verderben zu lassen. Erst seitdem es gelungen ist, den Saft der Zitrone haltbar zu machen, verwendet man im Haushalt mit Vorliebe Zitronensaft. Will man aus Sparamkeitstgründen statt des brausenden Selterswassers Leitungswasser nehmen, so kann man dem Wasser einen Teelöffel des bekannten Brausepulvers, bestehend aus doppeltkohlensaurem Natrium und Weinsäure zu, und man erhält mit einem Zusatz von 1 bis 2 Teelöffel Zitronensaft ein herrlich mufstierendes Erfrischungsgetränk. Eine Limonade, die besonders gern von Kindern und Kranken getrunken wird, läßt sich mit mehr oder weniger Zuckerzusatz in gleicher Weise herstellen. Außer Leitungswasser und den künstlichen, kohlensäurereichen Mineralwässern eignen sich auch die natürlichen Mineralwässer, wie Selters, Fachinger usw. mit Zusatz von Fruchtlasten zur Bereitung erfrischender Getränke.

Auf eine Reihe köstlicher Erfrischungsgetränke muß noch hingewiesen werden, die unter der allgemeinen Bezeichnung „Süßmoße“ sich immer mehr Freunde erwerben. Es sind das unvergorene Pflaftsäure aus Pflaßen, Weintrauben oder billigen anderen Obstsorten. Der Pflaftsäure (unvergorener Apfelwein) ist der billigste unter den Süßmoßen und von ganz hervorragendem Geschmack. Man trinkt ihn recht schön kalt, entweder rein oder mit der gleichen Menge Wasser oder Selterswasser verdünnt. Es sind auch eingedickte Pflaftsäure im Handel, die man mit 9 Teilen Wasser zu einer herrlichen Apfelsimonade verdünnen kann.

Ein sehr billiges und wohlgeschmeckendes Getränk kann man sich in Gestalt einer sog. Teelimonade herstellen. Man brüht sich zu diesem Zweck einen ganz dünnen Tee von Salbei, Lindenblüte, Erdbeerbäumen, Pfefferminze usw. auf und läßt ihn erkalten. Dazu mischt man irgendwelchen Fruchtlast oder den Saft von saurem Kompott. Man kocht z. B. Johannisbeeren, Stachelbeeren oder Rhabarberstengel mit reichlich Wasser auf, drückt und stampft das Obst gründlich klein und gießt den so gewonnenen Saft durch ein Sieb zu dem Tee. Diese Limonade wird am besten in einem großen Steintopf kaltgestellt und schmeckt hervorragend. Sie vereinigt die anregenden Duftstoffe des Kräutertees mit der milden Säure des Obstes, und das gibt ein ganz eigenartiges höchstwohlgeschmeckendes Milcharoma. Dabei hat das Getränk den Vorzug großer Billigkeit.

Sintweis.

St. Goarshausen a. d. Mosel.

In diesen zermürbenden Zeitverhältnissen bedarf der Mensch mehr denn je der Erholung. Zu den Gebieten, die von Natur dazu wie geschaffen sind, gehört wohl uns der so liebe deutsche Rhein. Die romantischen Gebiete des Mittelrheins mit ihren märchenhaften Landschaftsbildern haben eine ganze Reihe berühmter und historischer Erholungsorte. Auf den Höhen grünen alte Burgen, jede einzelne hat ihre bewegte Geschichte. An Berghängen wächst edler Rheinwein, eine Marke lieblicher als die andere. Auf dem Rheinstrom ein ständiges Kommen und Gehen von Schleppern mit Dampfschiffen aller angrenzenden Staaten. Zwischen die schönen Kurparks der Mosel, die Rhein- und Saarländer. In dieser Landschaft liegt die kleine deutsche Provinz Völs und das dazu gehörige St. Goarshausen. Von den Höhen unvergleichlich schöne Panoramen, jeder Blick ein Gemälde. Dabei wird das Auge nie ermüdet. Es ist Frühling am Rhein mit all seinem Märchenzauber. Die Rheinanlagen in St. Goarshausen, stets in sorgfältiger Pflege, laden zum Verweilen ein. Der Rhein lebt mit all seinen Bewohnern. Von St. Goarshausen können nach allen Richtungen Ausflüge zu Fuß, mit dem Dampfer oder auch mit der Eisenbahn gemacht werden.

Die Gaststätten sind freundlich und sauber, die gebotenen Speisen gut, Preise für Unterkunft und Verpflegung billig. Aus den Kellern wird der edelste Wein gereicht, da sind Tropfen dabei, die dem verwöhnten Zecher noch Bewunderung abringen. So ist St. Goarshausen die gegebene Stätte der Entspannung, der Erneuerung der Nerven. Gerade jetzt sollte jeder die urdeutschen Erholungsorte aufsuchen, die Rheinländer werden ihn gut aufnehmen und mit freudigem Herzen wird er wieder heimkehren.

Weshalb ausländisches Gemüse kaufen?

Kauft deutsches Gemüse und deutsche Gemüsekonserven, sowie das so außerordentlich gesunde Sauerkraut! Ihr stärkt damit die deutsche Volkswirtschaft.

Die Peterskirche im Lichterglanz.



Unzählige Lichter und Scheinwerfer

erhellten die Peterskirche in Rom am Abend des Tages, an dem die Heiligsprechung des französischen Priesters Andreas Guber Jounet durch den Papst erfolgte.

Ungolitische Chronik

Neuß, 11. Juni 1933

Die Neußner sind die „Wasserköpfe“.

Wer mit den eben vergangenen Pfingsten nicht zufrieden war, der ist von Beruf Nörgler, und wir werden ihn nie und nimmer zufrieden sehen. Solche Leute können uns nicht mehr sonderlich aufregen, weil wir uns mit ihrem Dasein abgefunden haben. Zum Lobe der vergangenen Pfingsttage kann man gar nichts anderes sagen als „ja belhast!“ Und das haben wir dann auch alle zusammen gesagt, dieses „fabelhaft“, und das vom Wetter hatte sich dann auch überall schnell rundgesprochen.

Das Gedränge in den pfingstlichen Revieren war entsprechend: von der Maas bis an die Rhenel, von der Elbe bis an den Belt wimmelte es von Pfingstaussüglern, und auf dem Drachenfels soll es so voll gewesen sein, daß man kaum durchkommen konnte; ja, man soll sogar die Redensart gehört haben: „Entschuldigen Sie, darf ich auch einmal eben auf den Drachenfels?“ Das wird natürlich nicht wahr sein, aber es trifft doch charakteristisch das Bild, wie es an Pfingsten im Siebengebirge gewesen sein soll. (In Neuß wurden am Montagabend allein von einem „Statistiker“ in 1 1/4 Stunde 573 Fahrräder und in 1 1/2 Stunde 341 Motorräder und 439 Autos an der Kölner Landstraße gezählt.)

— Ringsherum hat sich in den Kreisen der auf pfingstlichen Betrieb wartenden Gastwirte und Gartenwirte — wie man so hört — einige Zufriedenheit ausgebreitet; und die gönnt man den Leuten natürlich sehr; denn in diesem Berufe werden in den letzten Jahren erklärlicherweise keine Reichtümer gesammelt; unzufrieden mit Neuß und den Neußern waren nur die Köln-Düsseldorfer Dampfschiffe, die sich die Mühe machten, auf ihren Reisen an der Neusser Brücke festzumachen. In einer Düsseldorfer Zeitung wurde die mangelnde Teilnahme der Neusser an den Pfingsttagen zu Wasser sogar durch eine Karikatur ausgezeichnet, die wir dem Zeichner der Düsseldorfer Nachrichten (Hans Jülicher) nicht übernehmen wollen, trotzdem die lieben Neusser auf seinem Bild als ziemlich Frachtdioten dargestellt sind, von Natur aus mit grandiosen Wasserköpfen begabt. Aber da wir Sinn für einen Scherz haben, so ärgert uns die Karikatur weniger als die in dem Artikel angeführte Behauptung, daß der Neusser seine Erholung allein aus dem Versuch von Schützenfesten bezieht.

Es gibt andere Gründe, die die Benutzung der schönen weißen Schiffe durch die Neusser hemmen; daran ist nicht nur der immer noch zu hohe Antransport mit der Straßenbahn schuld, der bei einer Personenzahl von 5 Köpfen immer schon Unkosten von 2.— Mark allein an Straßenbahnkosten ausmacht, wenn man den ziemlich weiten Weg zur Anlegestelle nicht zu Fuß machen will oder kann, daran ist auch der Umstand schuld, daß augenblicklich in unseren Gebieten der Versuch des eigenen Hinterlandes in Schrift und Anzeige heftig propagiert wird; sicherlich werden auch die Neusser sich die schöne Möglichkeit der Benutzung der Schiffe auf die Dauer zunutze machen, und es wäre schade, wenn die Anlegestelle an der Neusser Brücke wieder eingezogen würde, weil es sich nicht lohnt, in Neuß anzulegen; ein Grund, sich über die Passivität der Neusser in Karikaturen mit Wasserköpfen lustig zu machen, liegt darin doch nicht vor; wenn sich die Neusser und das Neusser Hinterland nicht zur lohnenden Benutzung der Boote entschließen, dann soll die Anlegestelle in Gottes Namen eingezogen werden; vorläufig sollte man aber mehr dafür werden; denn Rheinfahrt ist auch am Niederrhein ein großes Vergnügen und eine schöne Freude, die wir gerne uns und den vielen Orten der Neusser Nachbarschaft erhalten möchten.

Aus Soufervort nicht soindne „modnen“.

Zu den eben verfloßenen Pfingsten wären auch sonst noch einige erfreuliche Nachbetrachtungen zu machen, die man nicht unterschlagen darf. Daß es in diesem Jahre ohne die fast schon selbstverständlichen Verkehrsunglücke abgegangen ist, wird man noch feststellen müssen; es gehörte früher fast zu den selbstverständlichen Beständen der Pfingstdienstagszeitungen, daß über größere Unglücke infolge des gesteigerten Verkehrs berichtet werden mußte; in diesem Jahre war das nicht nötig; woran das liegt, vermag man natürlich nicht so ohne weiteres zu sagen. Eines aber wird man feststellen dürfen, daß die Verkehrsdisziplin in allen Kategorien von Fahrern und Fußgängern besser geworden ist; und das ist doch sicher eine erfreuliche Feststellung. Diese Feststellung ist umso wertvoller, als der Fahrradverkehr ganz bedeutend zugenommen hat; das Fahrrad ist augenblicklich wieder groß in Mode; das kommt, weil die deutschen Fabriken weiterhin billige und gute Fahrräder auf den Markt gebracht haben, und weil die Fahrradhandlungen zu Bedingungen verkaufen, die auch dem „kleinen Mann“ den „Luxus“ des Radfahrens und des Ausflugs machen ermöglichen. Viele Tatsache merkt man besonders in den Gegenden, die dem Auto nicht so zugänglich sind.

Auch Ersttal und Mühlen- und Chorbuch haben in den vergangenen Pfingsttagen den Beweis erhalten, daß man sie nicht vergessen hat. Und wenn erst einmal sich der „gute Ruf“ dieser Gegenden wieder rundgesprochen hat, wenn es erst mehr und allgemeiner bekannt wird, wie nahe manche Naturschönheit liegt, zu nah oft, um richtig geschätzt zu werden, dann wird man wieder näher an das Herz der Heimat kommen.

Greifbarerweise ist der Dornröschenschlaf mancher Naturschönheit der Nachbarschaft offenbar zu Ende; das könnte man aus Gründen des störenden „Betriebs“ bedauern, wenn man nicht wüßte, daß gerade dadurch, daß jung und alt die Heimat erst richtig kennen lernen, die Heimatliebe gestärkt, bei vielen sogar erst geweckt wird.

Die Säunnenwäse soll es sein.

In der Nacht zum Pfingstmontag wurde die Feuerwehr nicht weniger als dreimal blind alarmiert; diese Häufung

zeigt, daß es immer noch Menschen gibt, die keinen Sinn und kein Verständnis für das Wirken und das Wesen einer freiwilligen Feuerwehr haben; daß auch die Polizei bei solchem, fast schon verbrecherischen Unfug mit alarmiert und in Bewegung gesetzt wird, das scheint wohl die Wirkung zu sein, auf die man es abgesehen hatte. Man hat Anlaß, auf gewisse Zusammenhänge zu schließen, über die man abschließend noch nichts sagen kann. Die neuerlichen Vorgänge werden jedenfalls Veranlassung sein, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie diesem Unfug, der in Neuß merkwürdigerweise immer noch mehr um sich greift, gesteuert werden kann. Wahrscheinlich werden die nächsten „Feuerwehrliebhaber“ auf diesem Gebiet schon eine Liebertatung erleben. Dieses Mal ist eine Belohnung ausgesetzt worden, die vielleicht dazu führt, die Täter zu fassen. Allenfalls haben die Neusser Feuerwehrleute es verdient, daß man ihre freiwillige Tätigkeit nicht lohnt, indem man sie in einer Nacht dreimal aus den Betten holt.

Nebrigens hatte die Polizei in der Pfingstnacht bei dieser Gelegenheit einen Verkehrten gefchnappt; der marschierte harmlos und unbedröhten, von Königsberg kommend, seiner Würfelner Heimat zu, wo er noch Pfingsten eintreffen wollte; er wurde dann als verdächtig im Dreifönigenviertel auf den Polizeiwagen verbracht; der brachte ihn zur Wache, von wo er aber schon bald wieder als harmloser Zeitgenosse losgelassen wurde; seine fundamentale Unkenntnis von Feuerwehr und deren Alarmapparaten, seine schreckhafte Liebertatung förderten es bald zu Tage, daß er nicht der Täter gewesen sein konnte.

In der gleichen Nacht ist übrigens in den Anlagen der Stadt wüst gehäuft worden; eine Anzahl von Blumenbeeten wurden in blindem Vandalismus zerstört. Zwischen den Zerstörungen und den Alarmierungen der Feuerwehr sollen gewisse Zusammenhänge bestehen. Als eine Keiherung von Trunkenheit und Liebermut wird man dieses Mal die beiden Untaten nicht deuten können.

100 Köpfe Tolant 50 Pfg., ein Gebund Rübflint 1 Pfg.

In der „Bauern-Zeitung“ lasen wir dieser Tage folgenden Absatz:

„Das Gesetz zugunsten des deutschen Gartenbaus ist immer noch nicht erlassen worden. Wenn der Erwerbsgartenbau auch die außerpolitischen Rücksichten gelten lassen will, so spüren sich die Verhältnisse doch so zu, daß der Gartenbau seiner bedeutenden Funktion innerhalb der Volkswirtschaft bald nicht mehr wird nachkommen können, wenn nicht bald und durchgreifend Hilfe gebracht wird.“

Man braucht sich nur vor Augen zu halten, daß auf einem großen Markt in Westdeutschland hundert Köpfe Salat für 50 Pfennige angeboten werden müßten, daß sich aber nicht einmal zu diesem Spottpreis ein Käufer fand. Das bedeutet, daß selbst für einen halben Pfennig kein Kopf Salat abgesetzt werden konnte, für den noch immer eine Menge an Arbeit aufgewandt werden mußte; jedes Salatpflänzchen will einzeln geerntet werden, Pflüge und Ernte, dazu Transport und Stand kosten Geld, so daß, selbst wenn der Salat hätte verkauft werden können, dann nur ein Unterpreis erzielt worden wäre. Auf demselben westdeutschen Markte müßte ein Gebund Rübflint für 1 Pfennig vom Produzenten zum Käufer übergehen. Das alles sind Verhältnisse, die für den Gartenbau auch nur noch kurze Zeit hindurch tragbar sind. Und man kann es verstehen, daß Gemüsegärtner aus der Subener Gegend ihre Ware lieber freiwillig verschenken, als daß sie ihnen infolge Absatzmangels umkommt.

Außenpolitische Rücksichtnahmen sollten wohl abgewogen werden mit den Interessen einer großen und bedeutenden Berufsgruppe, die bei Fortdauer der augenblicklichen Verhältnisse verelenden muß.“

Diesen Zeilen braucht man nichts hinzuzufügen; sie sprechen für sich. Auch aus unserem Versteck wurde uns gemeldet, daß große Mengen von Salat und Gemüse auch zu noch so billigen Preisen nicht an den Mann gebracht werden können. Der Schrei nach dem Gartenbau-Gesetz zum Schutze des Erwerbsgärtner müßte recht bald den Zuständen ein Ende setzen, und die Einfuhr von Gemüse müßte endlich auf ein vernünftiges Maß zurückgedrängt werden, nicht, um unter allen Umständen die Preise in die Höhe zu treiben, sondern um den Erwerbsgärtner und den Bauer wenigstens davor zu schützen, daß sie den Ertrag ihrer Arbeit und Mühen auf den Mist fahren müssen.

„Einblick sind die Jünnwäse...“

Also, auch das stimmt wahrscheinlich nicht mehr; und daran ist das Radio schuld; denn es ist Sitte und Gebrauch, daß man im Juni die Fenster des Hauses häufiger öffnet, als zur Winterzeit; für die Nachtschlafenden trifft das sicherlich zu. Dieses Verschloffenhalten der Fenster zur Nacht hat fraglos seine Schattenseiten, vom gesundheitlichen Standpunkt aus betrachtet; was aber unsere Nachtruhe anbetrifft, so hat der Zustand seine Lichtseiten, deren fehlen wir im Sommer als sehr schmerzhaft empfinden. Die Lieblichkeit der Juni-Nächte erleidet eine starke Einbuße, wenn aus einigen Fenstern der Nachbarschaft oder aus den nahen Gärten in verschiedenen Tonarten und Lautstärken geräuschvolle Radio-Übertragungen laut werden, die meistens nicht einmal von der gleichen Station kommen. In diesem Falle gilt für dieses Durcheinander von Tönen immer noch Wilhelm Buschs Lebensweisheit, die da sagt:

„Musik oft störend wird empfunden“

Weil sie mit Geräusch verbunden.“

Es besteht eine Polizeivorschrift, nach der soll der Radiolautsprecher nicht mehr als Zimmerstärke leisten. Diese Vorschrift scheint manchmal nicht genügend beachtet zu werden, wie uns eine Anzahl von Zuschriften flagt.

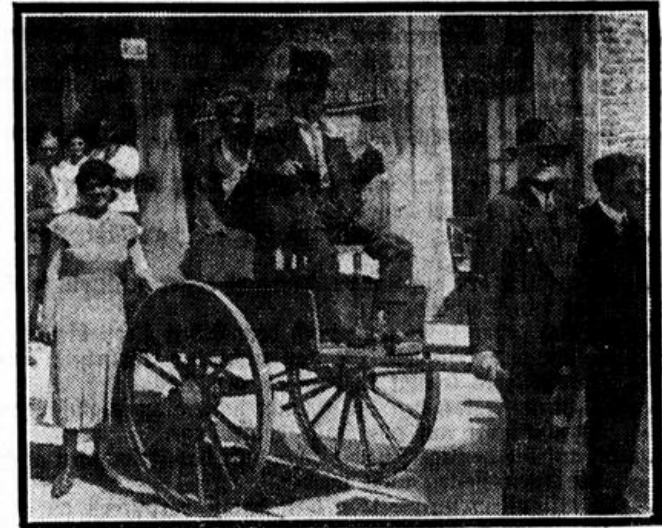
„Es ist eine richtige Plage“ — so schreibt einer unserer Leser, der seiner Nachtruhe nicht mehr froh wird — „daß viele Radioteilnehmer immer noch meinen, sie machen der Nachbarschaft eine besondere Freude, wenn sie sie an den Genüssen, die dem Lautsprecher zu entspringen pflegen, beteiligt. Vielfach scheint man der Meinung zu sein, daß man keinerlei Rücksichten auf den Mitmenschen zu nehmen braucht; und so klingen und dröhnen aus den Fenstern und Gärten der Nachbarschaft vielerlei Übertragungen: Musik, Vorträge und sonstige Dinge, die einem die Nachtruhe rauben, weil vielleicht der Nachbar sie nicht so dringend braucht, oder weil er der Meinung ist, daß die reproduzierten Geräusche so schön seien, daß man etwas davon an den lieben Mitmenschen abgeben müßte. Dieser indessen wollte eigentlich etwas ausruhen, wollte in seinem kleinen Gärtchen sitzen oder am Fenster, um etwas von der „Lieblichkeit“ der Juni-Nächte mitzubekommen, nicht aber von ihrem Lärm, der aus fernen Senderäumen in die Nacht trompetet wird, als sei nichts wichtiger als eben jene Neuerung von Tanz- oder Marschmusik, von Vorträgen über die Sterblichkeit der Waisenfürsorge oder ähnliche wichtige Dinge. Sie würden sich — so endet der geplagte Leser — ein großes Verdienst erwerben, wenn Sie, werter Herr Diaz, bei den Radio-Freunden um Verständnis und Einsicht in dieser Richtung werben wollten. Gehen Sie man die Polizei um Hilfe bitten, wenden Sie die gequälte Kreatur an die Mitmenschen selbst; sie werden sicherlich für die Bitte Verständnis haben; jeder müßte sein Radio-Gerät so einstellen, daß es über den Raum des eigenen Ohres nicht hinausreicht.“

Soweit unser Petent; wir sind sicher, daß er Zustimmung finden wird, und daß die Radiomultitöner auf die Mitmenschen für die Folge mehr Rücksicht nehmen werden.

Diaz.

Seltene Hochzeitskutsche.

Auf diese von unserem Photographen festgehaltene Art wurde am Dienstag auf der Furcht befahren, daß dort der Humor noch nicht ausgestorben ist; die „Zusassen“ dieser Ka-



tesche sind ein Paar, das silberne Hochzeit feierte, und auf diese sicher nicht alltägliche Weise eine Wette gewann. Man muß wissen, daß an diesem Tage auf der Furcht das Schützenfest gefeiert wurde; an solchen Tagen kommen schon einmal derartige Wetten zustande, wovon die städtischen Böller ja auch berichten könnten, die vor einigen Jahren infolge einer Wette einen erheblichen Stellungswechsel vornahm.

Schnecken äßen Gänge in hartes Gestein.

Es dürfte wohl keinem Bergmann oder Tiefbauingenieur einfallen, Bohrerdröher in hartem Gestein mit Hilfe von Chemikalien vorzutreiben. Zu solchen Ver suchen ist aber eine Anzahl Schnecken gezwungen, die sich ihre Wohnstätten im Kalkstein oder wenigstens hart kalkhaltigen Felsen anlegen. Es handelt sich dabei durchweg um Gestein, das den Kalk in Form von Kalziumkarbonat enthält. Hier hinein werden oft daumenbreite, dezimetertiefe Höhlungen gebohrt. Die Ausfüllung des Verfahrens, dessen sich die Schnecken bedienen, ist lange Zeit nicht gelungen. Die naheliegende Annahme, daß die Tiere aus besonderen Drüsen saure Absonderungen abgeben, erwies sich als nicht zutreffend. Auch der Schleim, den die Schnecken hervorbringen, schien nicht in Frage zu kommen, da er alkalisch reagiert. Erst die neuesten Forschungen haben ergeben, daß sich dieser Schleim allmählich mit dem aus der Hautatmung der Tiere stammenden Kohlendioxid anreichert und infolgedessen Säureeigenschaften annimmt. Das Kohlendioxid verbindet sich mit dem Kalziumkarbonat zu leicht löslichem doppeltkohlensaurem Kalk, der dann von dem Schleim aufgenommen wird.

Scheintodprüfung.

Ein neues Mittel, festzustellen, ob es sich in einem zweifelhaften Falle um wirklichen Tod oder Scheintod handelt, schlägt der französische Mediziner Bordier vor. Er geht, wie in der „Rechnit für Alle“ angegeben wird, davon aus, daß ein Scheintoter ja noch lebt und infolgedessen in seinen Adern noch ein, wenn auch nur ein ganz geringer Kreislauf stattfindet. Erwärmt man nun an einer Stelle die Körperoberfläche, so muß sich nach einer gewissen Zeit die Erwärmung an einer anderen nachweisen lassen. Das Verfahren Bordiers besteht nun darin, daß er durch die Schenkel des zu untersuchenden Körpers einen schwachen Hochfrequenzstrom sendet und an einem Thermometer im Mund die Temperatur beobachtet. Zeit sich auch nach längerer Zeit keine Erwärmung, so kann mit Sicherheit darauf geschlossen werden, daß der Tod tatsächlich eingetreten ist. Andernfalls zeigt sich bestimmt eine geringe Erhöhung der Temperatur. Allerdings muß darauf manchmal eine Stunde und länger gewartet werden.

Seelenwanderung.

„Du glaubst nicht an Seelenwanderung? Aber ich! Ich war früher bestimmt mal ein Kamel.“

„Wie denn?“

„Na, weißt du denn nicht mehr? Ich habe dir doch mal hundert Mark geborgt!“

Verlorener Weg.

Erzählung von Hans Reifiger.

2) Alta legte leicht ihren Arm in den ihres Pflegevaters. Peter Büchler dachte, daß er nie in seinem Leben eine holdere Berührung gefühlt habe noch fühlen werde. Die jungen Freunden und Freundinnen, die mit ihnen standen, sprachen lebhaft über die Oper, sie lachten fröhlich. Ein stattlicher junger Mann mit einem kühnen Indianergerüst redete viel zu Alta und Peter Büchler; er sagte kluge und leidenschaftliche Dinge über die Musik; seine Stimme klang tief und beherrschte in dem Tonfall des Kanadiers. Alta wandte ab und zu ihr Gesicht zu ihm und lächelte oder nickte.

„Wo bin ich?“ dachte sie. Sie sah die hohen Säulen neben sich, die sich königlich gegen die Tiefe abhoben. Die Sterne leuchteten überall so stark in der Höhe, daß man sie trotz dem Straßenlichte gewahrte. Sie hörte die Stimme des Kanadiers neben sich, in der sie die ernste und männliche Kundgebung für sich selbst fühlte. Ein Schein ihrer Kindheit glitt durch ihren Sinn, ein weites sonniges Land mit Obstbäumen, fern durch braune Felsen begrenzt und durch das blaue, gewaltige Meer. Das Bild ihres Vaters, eines großen, blonden Mannes, kam ihr vor Augen, und ein ständiges, springendes Licht: sie selbst, mit wehendem Haar, ein schmales Kind.

Alta dieses schien die Stimme des Mannes neben ihr mit zu umfassen, sie schien sich warm um Vergangenem wie Gegenwärtiges zu schließen. Sie fühlte eine seltene Lust, die goldene kleine Licht, das ihr eigenes Kinderbild war, ihm zuzugestehen, wie einen singenden Vogel.

„Sie wollen Amerika verlassen?“ fragte der Kanadier. „Ja, wir ziehen nach Deutschland“, sagte Alta. „Bittet mich gern dahin“, fügte sie hinzu, Peter Büchler zuckte. „Werden Sie für immer dort bleiben“, fuhr der Frager fort.

„Ich weiß es nicht“, erwiderte Alta. „Ich fahre morgen nach San Francisco“, sagte er. „Ich bin an den Arbeiten für den Panamakanal beteiligt. Ich werde ein Jahr dort bleiben. Danach will ich eine große Reise machen. — Darf ich Sie in Deutschland besuchen?“ fragte er.

„Ja gewiss“, sagte Alta lachend. Man schreite in das Theater zurück, die Klänge schritten, das Orchester stimmte die Instrumente. Alta sah in der Entfernung noch einmal das stolze braune Profil des Kanadiers; er hieß Jack Hume, und seine Familie stammte aus Irland. Es wurde von ihm erzählt, daß er ein außergewöhnlich tüchtiger Ingenieur wäre, daß er aber heimlich daran dachte, seinen Beruf zu wechseln und Maler zu werden.

Als die Oper beendet und Held und Heldin ihren tönen- den Tod gestorben waren, als man, in die Mäntel gehüllt, das braulende Haus verließ und in den Wagen stieg, redete Alta fröhlich zu Peter Büchler; ihre Bewegungen waren leicht und übermütig. Augen und Wangen blühten ihr. Sie sagte, seine Hand annützig ergreifend, wie dankbar sie ihm sei dafür, daß er sie in diese schöne Oper geführt. Und Peter Büchler hörte in der Wärme ihrer Stimme den anderen, volleren Dank dafür, daß er ihr Leben behütete; dafür, daß er sie in so geliebten, fruchtbaren Boden gepflanzt; dafür, daß er sie liebte. Und er selbst dachte, sie hier im offenen Wagen umarmend, ausruhen möge: „Für dich, für dich muß ich danken, dafür, daß ich dich bei mir habe. Du füllst die Stelle aller Freunde, aller Liebe, aller Erinnerungen in mir aus.“

Unter lustigen Gesprächen kam man daheim an. Hier draußen gab es nur wenige Laternen, so daß man den gestirnten Frühlingshimmel in dunkler Pracht über sich sah.

Als man kurze Zeit später, nach einer ziemlich stürmischen Überfahrt über den Ocean, in Hamburg landete, fühlte Peter Büchler sein Herz schlagen. Jeder Geruch, jeder Schall drang ihm in seine Sinne. Er war stolz, erregt, seiner Pflegevater sein und ihres Vaters Heimatland zeigen zu können. Man fuhr ins Hotel. Ein Schwarm von Kindern kam aus der

Schule und johlte. Peter Büchler schrie laut auf deutsch irgend etwas den Jungen zu, mit plötzlichen, leidenschaftlichen Tränen in den Augen, dann lachte er Alta zu und hielt ihre Hand. „Hier bin ich vor fünfundsiebenzig Jahren mit einer Reisetasche in der Hand gelaufen“, sagte er, „vom Weltmeere träumend, verzweifelt zwischen Merkur und Apoll hin- und herwandelnd!“

Alta vermochte ein gewisses fremdes und sehnsüchtiges Gefühl nicht zu unterdrücken. Sie erwiderte Peter Büchlers Freude und Lachen, aber irgend etwas fehlte ihr hier in diesem neuen Lande; war es das kühne, kindlich-tumultuöse Brausen amerikanischen Lebens? „Ich bin unglücklich“, dachte Alta, „ich muß erst mehr sehen und hier heimisch werden.“

Peter Büchler stand im Abendlicht in seinem Hotelzimmer; er überdachte, hin- und hergehend, seine Vergangenheit, was im Geiste die irdischen Güter, die er gewonnen, und das innere Glück, das er erlangt. „Etwas in mir“, redete er zu sich, „womit ich mich an meine Mitmenschen unmittelbar hätte wenden müssen, etwas — künstlerisches oder Soziales. Und die Luft der Heimat scheint diesen Rest schwerer zu machen.“

Erneutes, reines Gefühl für seine Pflichten gegen seine Pflegevater war in ihm; er überdachte klar, welcherlei Nutzen sie von dem Aufenthalt in Deutschland haben sollte, welche Studien sie hier betreiben, welche geistigen Gebiete kennen lernen sollte. Tiefe Wärme durchströmte sein Herz, in der sich jenes schmerzliche Bewußtsein löste.

Er ging zu ihrem Zimmer, klopfte an die Tür und fragte, ob sie schon zum Abendessen angelassen sei. „Ja“, sagte sie von drinnen mit ihrer hellen Stimme, „komm mir herein, Pitt.“

Die Fenster des Zimmers waren weit geöffnet, das Brausen der Stadt drang mit dem Orangelicht des Abends herein. Alta stand vor einem hohen, schmalen Spiegel, ein feegrünes Kleid floß zart an ihrem Körper herab; sie hatte ihre Arme erhoben, um ihr Haar zu prüfen, der seine Stoff war von ihnen zurückgeschlitten, ihre Nacktheit schimmerte in dem warmen Licht.

Alta wandte fröhlich lachend den Kopf zu Peter Büchler; er gab ihr einen Busch gelber Rosen und küßte sie leicht auf die Stirn, wie er oftmals tat. Indem er aber den Duft ihres Haars atmete, stieg ihm eine fremde, süße, ungelante Beklemmung zu Herzen, so daß er einen jähen Augenblick lang wie erstarrt stand und, von ihr ungehört, die Augen schloß. Brennende Glut schloß ihm in die Stirn. „Was ist mir?“ dachte er. „Was geht in mir vor?“

„Gehen wir heute Abend noch aus?“ fragte Alta. Peter Büchler verlor, seine Bestürzung zu bemerken. Er griff an seine schwarze Binde, zog sie zurecht, obwohl sie ganz ordentlich sah, und sagte: „Wie du willst, ganz, wie du willst.“

„Gast Du Lust?“ fragte sie. „Gewiss“, sagte er rasch. „Sehr gern.“ Alta sah ihn an und fühlte sich glücklich von dem Ausdruck seines Gesichtes bezaubert. Dann sagte sie lebhaft und lächelnd: „Es soll eine sehr gute Musikhalle hier geben, das wäre doch sehr schön.“

„All right!“ rief Peter Büchler und zwang seine Stimme zur Natürlichkeit. „Dahin gehen wir!“

Den ganzen Abend über verließ ihn das fremde Gefühl nicht. Alles, was er sagte, klang in seinem eigenen Ohr unaufrichtig und bedeutungslos. Er gab sich absichtlich keine Rechenschaft darüber, sondern ließ sich von dem Warm und Glanz der Vorführungen leicht betäuben. Alta fühlte die Verstimmung Pitts, so sehr er sich auch bemühte, sie zu verbergen, und war doppelt freundlich.

Als aber Peter Büchler allein in seinem Zimmer und im Dunkeln war, konnte er nicht länger umhin, seine Empfin-

dungen zur Verantwortung zu ziehen. Indem er jedoch daran zurückdachte, welches Gefühl in ihm so jäh erwacht war, als er heute Alta geküßt, begann sein Herz von neuem heftig zu schlagen. „Ist dies der Hauch, die Heimat wieder aufzuheben?“ fragte er sich mit zusammengekniffenen Zähnen. „Oder altes Kunstgefühl? Aufst am Schönen, von dem ein Künstler immer glaubt, es gehörte ihm ganz besonders zu eigen? — Ist es der Grund und Boden, der Empfindungen verändern kann? Ist mir das Kind ein anderes hier als in Amerika, wo es geboren?“

„Wie immer dem auch sei“, rief er sich zu, die Fäuste ballend, „dies ist das erste und lehtmal, daß du solche Fragen an dich stellst!“

Er riß die Fenster auf, lauschte dem Donner der späten Bahnen, sein vergangenes Dasein lag vor ihm auf. War auch nur der leiseste Schatten eines Wunsches in all der Fürsorge und Liebe, die er diesem Kinde so lange Jahre hindurch gewidmet, so bot er sein Leben dafür!

Während der folgenden Reise und der Vorbereitungen für die neue Wohnstätte fand Peter Büchler sein natürliches Gefühl für Alta wieder. Die Einrichtung des Hauses, die Anpflanzung des Gartens und Gemüselandes, die Anschaffung des zugehörigen Getribs und die Erforschung der Umgegend in Spaziergängen und Fahrten füllten die Zeit fröhlich und bunt aus. Die Erinnerung an den verstorbenen Freund wurde neu lebendig in Büchler, während er der alten Tätigkeit der Obhut sich wieder zu widmen begann, die er so oft gemeinsam mit Hollmann ausgeübt hatte.

„Ich halte in mir“, dachte er, „die Vergangenheit Alta, von der sie selbst nichts weiß, mit umschlossen.“ Und es war ihm dann, als hörte er irgendwo in der Tiefe noch den Vater oder die schöne Mutter atmen und mit geschlossenen Lidern zu den Lebendigen emporlauschen.

Alta betrieb allerhand Studien weiter, wissenschaftliche und musikalische, auch gab ihr Peter Büchler etwas Unterricht im Malen. Sie wollte durchaus etwas von seinen Bildern sehen; er hatte nur wenige noch übrig, die meisten hatte er schon vor Jahren vernichtet. Er sträubte sich, sie zu zeigen. Aber sie ließ ihm keine Ruhe, so holte er sie eines schönen Sommertages selbst vom Speicher herunter, sieben Stück, und stellte sie in den hellen Hausflur.

Über sowie sie da standen, schämte er sich ihrer. Alta starrte zuerst in die Hände und lachte vergnügt. Aber dann begriff sie, um was es sich hier handelte und weshalb ihr Pflegevater bisher nur mit kurzen, abweisenden Worten von seinen Malversuchen gesprochen hatte. Sie sah die Leidenschaft, mit der diese Versuche hingeleistet waren. Das Herz schlug ihr, da sie so die Inbrunst des Mannes fühlte, der ihr zweiter Vater war. Wie tief mußte er gelitten haben, ehe er von solchen Versuchen abgestanden! Wie wenig Worte hatte er je darüber verloren! — Etwas stieg in ihr auf, so daß sie hätte davonlaufen und bitterlich weinen mögen.

Peter Büchler sah an, was er da vor Jahren gemacht. Er stand ein wenig vor Alta, im weichen Licht des Hausflurs. Die ganze Glut von ehedem schlug ihm aus diesen Unglücksbildern entgegen. War denn dies und das und jenes schlecht? War das nicht kühn und leidenschaftlich ergreifen? Unvollendet? Ja, das wenige, was da noch daran hing und klebte — war das nicht mit ein paar Pinselstrichen abgemittelt?

Peter Büchler zuckte es in allen Fingern, er ballte die Hände. Er drehte sich, verlegte, zu Alta um und wollte irgend etwas sagen, Entschuldigendes, Aufklärendes; da sah er das volle Mittagslicht an ihr vorüberfluten, heiß, häuslich, deutsch, sah es ihre feine, perlensfarbene Wangen streifen und das fremdländische Gelblich ihres Haars. „Wie kann ich das vereinen“, sagte es in ihm, „wie kann ich diese romantische Einzelschönheit ausgleichen mit diesem Ganzen, das das Auge überwältigt, das nur breit, satt, unisono wirken kann?“

(Fortsetzung folgt.)

Unterrichtet.

„Joachim, wenn ich von hier aus ein Loch durch die Erde graben würde, wo würde ich dann herauskommen?“ „Aus dem Loch, Herr Lehrer!“

Restaurant Peppekus
Kapitelstr. 25
Ruf 2540
Das Haus der guten Küche
Bestgepflegte Biere
Weinkarte
Gesellschaftsräume

Stadtgarten - Restaurant
P. Neckenla
Jeden Sonntag: **Konzert.**
Kapelle: Au; Krüster

Brauerei Gatzweiler
Historisches Brauhaus
Am Markt
Ruf 1613
Das beliebte Obergärige
Reiche Speisekarte
Kalt u. warme Speisen
Das Lokal ist eine historische Sehenswürdigkeit

Nicht billiger als —, aber besser als —, ist Münchner Pschorr-Bräu
im Hotel-Rest. Sandweg.
1/2 Liter 50 Pf.

Hotel Pilartz
F. Böminghaus
Krefelder Str. 62
Ruf 4613
Die gutbürgerliche Küche, Spezialitäten u. Weine
Hildorfer Pils
Dortmunder Union
Münchener Löwenbräu
Grenzquell Pilsener
Separate Säle für ca. 50 bis 100 Pers.
Gut geeignet für Hochzeiten, Vereine u. dgl.

Rest. „Zum Jesuitenhof“
Inh. Jean Schorrock, Oberstr. 82
Billigstes Speischaus
Eigene Schlachtung
Schnellbäufet

Im Römer
JOSEF HOSTER
Oberstraße 123
Münchener Löwenbräu
Öffn. M.-F. 4-9.95. Vereins- u. b. 65 Pers.

Rest. „Zur Wilhelmshöhe“
Inh. P. Bierewitz
Berghheimer Str. 68
Ruf 6862
Willcher Biere - Hell u. Alt
Vereinszimmer für ca. 120 Personen
Kegelbahn
(einige Tage der Woche noch frei.)

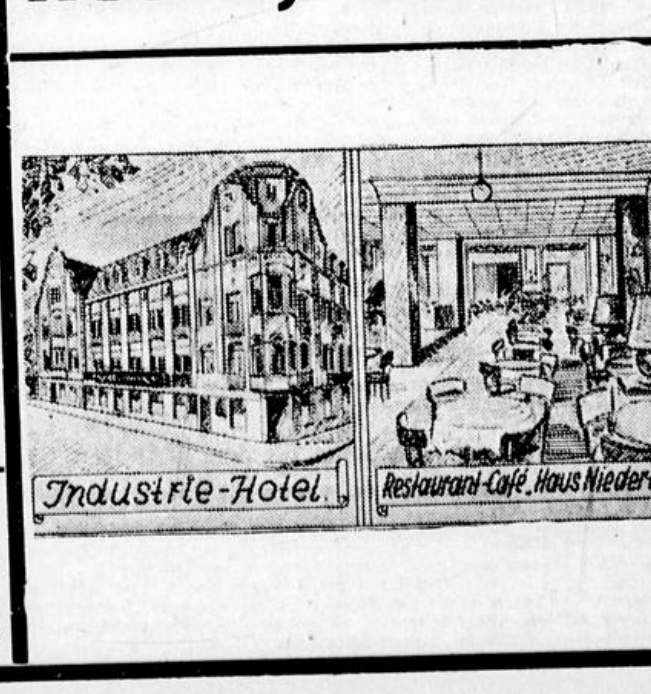
Brauerei für obergäriges Bier „Zum Marienbildchen“
Niederstr. 42/44
Ruf 5632
Das beliebte Obergärige
Neuer Art

Restaurant „Zur Krone“
Inhaber Peter Neldhöfer
Jahnstr. 55
Ruf 4798
Dietrichs Bier hell u. obergärig
Vereinszimmer für ca. 80 Personen

Restauration Jaeger
Am Markt 27
Ruf 5668
Bestgepflegte Biere
Ausschank von: Wiedorfer Pils
Schumachers Obergärige
Vereinszimmer bis 60 Personen
Syphons außer dem Hause.

Industrie - Hotel
Inhaber Körfer
An der Rennbahn
Ruf 3093
Bestgepflegte Biere
Hildorfer Pilsener
Franziskaner Leistikopf
Ja. Küche
Konferenzzimmer
Vereinszimmer ca. 60 Pers. — Billard

Sehen Sie... Wir sorgen für die Gemütlichkeit
Neusser beliebte Winkel
Heute, Wohin?



Quirinusbrauerei
Niederstrasse 32
Wwe. Mich. Schmitz, Neuf
Heute: Frischer Spargel mit gekochten Schinken

Restaur. „Zum Pömpke“
Inh. Jakob Sprenger
Böttger Str. 63
Ruf 4070
Altdeutsche Bierstube
Bestgepflegte Biere und Weine
diverse Schnittechen

Restauration Bürgerhof
Friedrichstr. 41/43, Inh. H. Paar, Ruf 3420
Das beliebte gemütliche Familien-Restaurant
Gelegentlich Biere — u. Weine — in Küche
Gesellschaftsräume
Schöner Saal für Vereinsfeiern
Jeden Sonntag Tanz

Obergärige Brauerei „Im Dom“
Michaelstr. 75 Inh. Heinz Wiertz Ruf 5284
Das beliebte Obergärige
Neuer Art
Kalt und warme Speisen
Seit 1701 im Besitz der Familie Wiertz

Hotel-Rest. Koppenburg
Krefelder Str. 13
Ruf 4394
Tradition bleibt Tradition
Ausschank von: Obergärige Lager-
biere Dortmund Union
Kegelbahn - Vereinszimmer
Bürgerlicher Mittagstisch
Jeden Sonntag Tanz

Ia. Weine
Weinkellerei Franz Josten

Rest. „Im Ratskeller“
Am Markt Inh. Jos. Sommer Ruf 4516
Ausschank des beliebten
Rhenania-Bier
Sobosse, geräuchertes, gemischt, Lokal
Billard

Restaurant „Sängerheim Hohenzollern“
Jos. Tillmanns
Hermannplatz Ecke Kapitelstr. Ruf 6142
Die wohlbekömmlichen, beliebten
Bremse-Biere, Barmen, Weine Schnittchen.
Vereinszimmer für ca. 120 Personen.

Restauration Paul Paar
Niederstr. 41
Ruf 5660
Die bekömmlichen Hildorfer Biere
Gesellschaftszimmer, ca. 100 Personen
Saal, noch einige Tage in der Woche frei
Bundeskegelbahn (Freitage noch frei)
Billard

Kaffee-Rest. Marienhof
Inh. Jos. Bollig
Kölnerlandstr. 189
Ruf 2341
Die beliebte Portion Kaffee mit
Stuten und Butter. — ff. Weine.
Dortmunder Kronenbier
Sonntags groß. Gartenaufenthalt
Terrasse — Kegelbahn

Brauerei „Im Kessel“
Krefelder Str. 42
Ruf 5761
Der gute Tropfen Neuer Art
Alt-Bier
reichh. Speisek. Kalt warme Speis.
Jed. Freitag Reibkuch. Stab fr. Misch.

Korn?
nur Giesen's
Theodor Giesen, Neuf,
Kornbrauerei-Bräuerei

凡

Amtli

Nr. 158

Συμπερασματικά

London
Messrs.

gehaltener
nachmitta
sichtlich de

Geitar
schranken

hilft.
Staaten
erfuchen

Verfallern
dienen, an
Fahrt r

nüchtern
f d l a g

Erfolg eu
als wenn

Attio

Straf
zur Einf

D' action
Rührigle

zusammen
für Men
maliger

und der
wird von

bert: In
Schulen.

ten aus
elß-
liemus

nicht die
Tradition

Können.

Aurato
Berl

wirtscho

20710

Her

Stöb

nahme
in der
ferne

Wir
wir
junge

und
sona

leidet
die S
stellte

terres
sprecht
Zu

Mahr
Iosig

Masch
D
